

ERBGESUNDHEIT

Anne Cottebrune

Der planbare Mensch – Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) und die menschliche Vererbungswissenschaft 1920–1970

Stuttgart (Fr. Steiner) 2008, 298 S., 44 €

Beim Steiner-Verlag ist eine Doppelreihe mit insgesamt sechs Bänden »Zur Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG)« erschienen, wovon je drei Bände »Studien« und »Beiträgen« gewidmet sind, davon Band 2 den Studien zum Thema Vererbungswissenschaft. Die Reihe wurde von Rüdiger vom Bruch, Ulrich Herbert und Patrick Wagner herausgegeben. In der DFG-Zeitschrift »forschung« wurde dazu vermerkt, dass die siebenjährige Arbeit des betreffenden Forscherteams viele »schmerzende Wahrheiten« zutage gefördert habe. Dies trifft sicher auch für Cottebrunes Studie zu. Sie ist in drei Hauptteile gegliedert: »Die Vererbungsfrage und medizinische Forschungsförderung in der Weimarer Republik«, »Die Förderung der Erb- und Rassenforschung in der NS-Zeit« und »Die Förderung der Humangenetik in der Nachkriegszeit, eine belastete Disziplin auf dem Weg zum internationalen Anschluss«. Für vertiefende Studien sind die zusammenfassenden Überlegungen sowie die ungedruckten Quellen, Zeitschriften- und Literaturhinweise hilfreich.

Im Anhang finden sich hier eine informative Übersicht über die eingereichten bzw. bewilligten Forschungsanträge zur Vererbungswissenschaft aus der Weimarer Zeit, eine Zusammenfassung zur Förderung der Erb- und Rassenforschung im Nationalsozialismus und der von der DFG bewilligten Zuwendungen unter besonderer Berücksichtigung der Jahre 1934/35 sowie eine Tabelle mit der Projektförderung in Sachen Humangenetik nach 1945. Diese Übersichten zeigen in eindrucksvoller Weise, welche Forschungsschwerpunkte und welche Forschungspolitik für die DFG bis 1970 maßgeblich waren.

Bei einer Würdigung der Studie kann nur exemplarisch und punktuell auf die Untersuchungsergebnisse hingewiesen werden. Viele der von der DFG geförderten Wissenschaftler waren während des Dritten Reichs nicht nur geneigt, mit ihren Forschungen die NS-Politik der Erb- und Rassenpflege zu untermauern, sondern waren sogar unmittelbar an deren Durchsetzung beteiligt. Sie fertigten Gutachten für Behörden an und saßen als medizinische Experten in Erbgesundheitsgerichten. Es ist sogar nachgewiesen, dass sie als »praktizierende Ärzte« die vom Gericht verfügten Sterilisierungen durchführten.

Folgende Fälle sind besonders markant: Der Forscher Eugen Fischer (1874–1967) war am Berliner Erbgesundheitsobergericht tätig, sein Kollege und politischer Berater Otmar Freiherr von Verschuer (1896–1969) gehörte als Mediziner dem Erbgesundheitsgericht Charlottenburg an und der oft zitierte Ernst Rüdin (1874–1952) war Beisitzer am Münchner Erbgesundheitsobergericht. Nach seiner Übersiedlung nach Hamburg arbeitete Rüdin für das Amt für Volksgesundheit und das federführende Rassenpolitische Amt. Solche Wegbereiter und Protagonisten der nationalsozialistischen Rassenpolitik –

Verschuer war Mentor und Chef von Josef Mengele und damit unmittelbar an der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik beteiligt – konnten ihre berufliche Tätigkeit nach dem Krieg in Westdeutschland ungestört fortsetzen, galten als Koryphäen ihres Fachs und wurden mit Ehrungen bedacht.

Bezeichnend ist auch die Tätigkeit des Chirurgen Hans Stiasny (geb. 1904). Seine »Untersuchungen über Erbkrankheit und Fertilität« wurden 1937/38 von der DFG gefördert. Er nahm in den 30er Jahren im Berliner »Krankenhaus am Urban« Hunderte Zwangssterilisierungen an Frauen und Männern vor. Cottebrune stellt resümierend fest: »Den Beteiligten war sehr deutlich, wie sehr Forschung und Exekution der Erbgesundheitsgesetzgebung miteinander verflochten waren. In vieler Hinsicht ließen sich die von der DFG geförderten Erbforscher von den rassenhygienischen Handlungen des NS-Regimes und seiner Erbgesetzgebung leiten und waren sogar aktiv an ihrer Ausweitung bzw. Radikalisierung beteiligt.«

Es gab nicht wenige Wissenschaftler, die bereits vor 1933 in eine akademische Position gelangt waren und sich dann in der NS-Erb- und Rassenforschung hervortaten, ja mit Eifer die NS-Politik unterstützten. Die DFG-Stipendiaten bildeten nicht nur im Blick auf ihre Ausbildung während der NS-Zeit einen fast homogenen Kreis von Nachwuchswissenschaftlern, sondern auch in Sachen Politisierung. Ab 1937 war die DFG zudem an der »Asozialenforschung« beteiligt. Als einflussreichster »Zigeunerforscher« des NS erwarb sich Robert Ritter (1901–1951) einen »besonderen Ruf«. Hier gab es auch Überlegungen, »die Asozialen, Landstreicher und Psychopathen« unfruchtbar zu machen. Ab 1947 leitete Ritter die »Fürsorgestelle für Gemüts- und Nervenranke« sowie die Jugendpsychiatrie in Frankfurt am Main. Ein gegen ihn eingeleitetes Strafverfahren wegen seiner Mitverantwortung für den Massenmord an den Sinti und Roma wurde 1950 eingestellt.

Im Hinblick auf die wissenschaftsethische Bewertung hält Cottebrune fest: »Die rassenhygienische Überzeugung und das theoretische Forschungsinteresse des Wissenschaftlers waren Grundlage genug, um sich über jede ethische Grenze hinwegzusetzen. Über diese wurde gar nicht erst nachgedacht.« Im DFG-Journal (1/08) heißt es dazu: »Auch die DFG und die von ihr unterstützten Wissenschaftler haben sich nach 1933 in hohem Maße und zu großen Teilen rückhaltlos in den Dienst des nationalsozialistischen Deutschlands gestellt.«

Gottfried Kleinschmidt

Aktuelle Fachliteratur

EMOTION UND LERNEN

Rolf Arnold, Günter Holzapfel (Hg.)

Emotionen und Lernen – Die vergessenen Gefühle in der (Erwachsenen-)Pädagogik

Grundlagen der Berufs- und Erwachsenenbildung, Bd. 52. Baltmannsweiler (Schneider Verlag Hohengehren) 2008, 348 S., 24 €

Wiltrud Gieseke

Lebenslanges Lernen und Emotionen – Wirkungen von Emotionen auf Bildungsprozesse aus beziehungstheoretischer Perspektive

Erwachsenenbildung und lebensbegleitendes Lernen, Bd. 8. Bielefeld (wbv) 2007, 280 S., 29,90 €

Zu einem Thema, das sonst nur wenig mit Veröffentlichungen bedacht wird, sind jüngst ohne große zeitliche Differenz zwei Bände erschienen. Der Sammelband ist aus einer Tagung entstanden, die 2006 anlässlich der Verabschiedung von G. Holzapfel, Lehrstuhlinhaber einer Professur für Erwachsenenbildung, durchgeführt wurde und nun überarbeitet und ergänzt herausgegeben wurde. Zuvor erschien die Monographie von W. Gieseke, ebenfalls Lehrstuhlinhaberin einer Professur für Erwachsenenbildung. Entsprechend ist das Niveau der vorliegenden Bände wissenschaftlich angesetzt.

Beide Veröffentlichungen sind ähnlich aufgebaut. Der Sammelband enthält sieben Artikel auf insgesamt 120 Seiten zu den theoretischen Grundlagen; es folgen fünf Beiträge zur Erwachsenenbildung mit 110 Seiten und vier Beispiele für den praktischen Bereich, die 90 Seiten einnehmen. Der theoretische Teil setzt sich aus lerntheoretisch, psychoanalytisch, historisch und neurologisch angelegten Beiträgen zusammen. Die Aufsätze der verschiedenen Autoren beginnen jeweils mit einem einführenden Beispiel, geben dann einen verständlichen Überblick über ihre Themen und benennen wesentliche Konsequenzen für die Erwachsenenbildung. Das Anliegen wird im Vorwort der Herausgeber formuliert: ein altes Thema, das 30 Jahre lang vergessen wurde, neu zu beleben.

Der Nachweis in Sachen Vergessen bildet bei Gieseke den ersten Hauptteil (ca. 30 Seiten), wenn sie die Dichotomie

In der Bildungsarbeit erweist sich ein Lernen, das Emotionen berücksichtigt, als besonders wichtig, da Erwachsene ihr bisher Gelerntes nicht nur im »Gedächtnis« behalten, sondern dort mit Emotionen verbinden.

zwischen unterschiedlichen Bildungsbegriffen und Emotionen in Konzepten der Pädagogik feststellt. Darauf folgen die psychologische sowie neurobiologische Grundlegung der Emotionen und das Erlernen des Umgangs mit Emotionen, das im Lebenslauf durch die jeweilige Sozialisation und Kultur geprägt wird (ca. 100 Seiten). Gieseke folgert, dass die Bindungen und Beziehungen unter Erwachsenen die grundlegende Dimension des Lernens darstellen, und vertritt diese These als »relationale Didaktik«. Als besondere Anwendungsbereiche für die Erwachsenenbildung stellt sie die Arbeitswelt und das Managen im Beruf sowie Dienstleistungen (Verkaufen, Pflegen) dar, weiterhin die Bedeutung von Emotionen für das Verhalten in Entscheidungssituationen.

Warum sollte man die Bücher oder eins von beiden lesen?

Selbstverständlich, um die emotionale Ebene in Lernprozesse einzubeziehen und insbesondere um Antworten auf mögliche Widersprüche oder Fehlschläge im Lernverhalten zu finden. In der Bildungsarbeit mit Erwachsenen erweist sich ein Lernen, das Emotionen berücksichtigt, als besonders wichtig, da Erwachsene ihr bisher Gelerntes – worüber sie ja in größerem Umfang als Kinder und Jugendliche verfügen – nicht nur im »Gedächtnis« behalten, sondern dort mit Emotionen verbinden und daraus habitualisierte, gefühlsbeladene Verhaltensweisen sowie eigene Deutungsmuster entwickeln; dies macht gerade den Charakter der »Erfahrungen« aus. Bisher Gelerntes wird – das ist die große Spur dieser Bücher – gar nicht so sehr kognitiv abgespeichert und kann deswegen auch nicht nur kognitiv verändert oder korrigiert werden, sondern nur auf komplexe Art und Weise, sodass bei jedem neuen Lernfortschritt Veränderungen in diesen Mustern stattfinden.

Dass sie diesen Nachweis führen, ist das zentrale Verdienst beider Veröffentlichungen. Sie beziehen damit auch eine Gegenposition zu einem Verständnis von lebenslangem Lernen, bei dem Weiter-/Erwachsenenbildung nur oder mit einem zu starken Akzent über inhaltliche Schwerpunktsetzungen und kognitive Fortschritte definiert wird. Als Konsequenz für die Praxis geht es nicht nur darum, Gefühle zu vergegenwärtigen und an ihnen anzuknüpfen, auch wenn sich dies vor allem in den unterschiedlichen Beispielen widerspiegelt. Nach den psychologischen und neurophysiologischen Grundlegungen ist es entscheidend, darüber hinauszugehen. Die Bände benennen als wesentliche Elemente eine andere Planung oder Durchführung von Veranstaltungen, zu der u.a. eine stärkere Berücksichtigung individueller Freiräume für Lerner gehört, da das Lernen wesentlich durch Selbstorganisation geschieht. Oder sie plädieren dafür, an Kulturen anzuknüpfen und in Milieus zu lernen, da Beziehungen, Kulturen und Deutungsmuster für den Lernprozess fundamental sind.

Angesichts der Rahmenbedingungen erscheint dies ziemlich utopisch. Aber es ist ein fundiertes Votum für Lernen im Bereich der allgemeinen und beruflichen Weiterbildung in Gruppen, Organisationen und Häusern, wo Erwachsene bestimmte Kulturen bevorzugen und sie leben. Die Überlegungen zu einem Lernen, das einen Übergang zwischen solchen Kulturen und Milieus fordert oder das mit einem solchen Übergang verbunden ist, bleibt bei diesen Voraussetzungen allerdings schwierig und wird wenig thematisiert. Damit ist nicht gesagt, dass die Autor/innen dies grundsätzlich oder anderweitig nicht tun würden; es ist nur nicht der Fokus der vorliegenden Bücher.

Weiterhin stellt sich die Frage nach einer gewissen Verengung bei den praktischen Teilen der Bände, wenn als Beispiele zum einen die Arbeitswelt und insbesondere das Managen mit Emotionen in Verbindung gebracht werden und zum anderen pädagogische Tätigkeiten als Beispiele für den Übergang in die Praxis gebracht werden. Emotionale Dienstleistungen (Verkaufen) sowie der Polizeidienst eröffnen einige weitere Perspektiven. Sind hier aber tatsächlich alle Hinweise für die Umsetzung erfasst? Warum beobachtet jemand Vögel oder entwirft Maschinen? Anders gefragt: Welche emotionalen Grundlagen

braucht man für eine naturwissenschaftliche Bildung? Was ist außerdem mit Bildungsangeboten im Bereich der Kunst oder Musik, die über das limbische System die Menschen ansprechen? Hierfür finden sich leider keine Beispiele.

Die Monographie unterscheidet sich vom Sammelband insofern, als die Einzelautorin Gieseke systematischer ihr Erkenntnisinteresse und ihre Thesen verfolgt und die einzelnen Abschnitte stärker aufeinander verweisen. Im Sammelband geschieht dies naturgemäß weniger, dafür sind die Artikel kürzer und präsentieren die Sichtweisen unterschiedlicher Autor/innen zum Verhältnis »Emotion und Lernen«, was untereinander nicht ganz spannungsfrei bleibt. Beide Veröffentlichungen enthalten aber jeweils die Begründungen für die dargestellten Positionen. Die Zusammenstellungen sind gelungen und man befindet sich auf dem aktuellen Stand der Diskussion, da Gegenpositionen einbezogen sind. Es handelt sich aber in beiden Fällen um grundlegende, wissenschaftliche Ansätze und nicht um ein Methodenrepertoire oder eine Handreichung, bei denen sich die Konsequenzen für die praktische Umsetzung schnell ergeben. Weiterführungen muss der/die Leser/in selbst herstellen. Man/frau bleibt auch auf eigene Bemühungen bei Querverbindungen zwischen den Teilen angewiesen, da ein Schlagwortregister fehlt, was bei einer solchen Thematik zum Einarbeiten hilfreich, aber zugegebenermaßen schwierig zu erstellen wäre.

Johanna Bödege-Wolf

BILDUNGSGESCHICHTE

Carsten Krinn

Zwischen Emanzipation und Edukationismus – Anspruch und Wirklichkeit der Schulungsarbeit der Weimarer KPD

Geschichte und Erwachsenenbildung, Band 22. Essen (Klartext) 2007, 660 S., 44,90 €

Max Hoelz, einer der führenden Kämpfer der Weimarer KPD, hat in seinen 1929 erschienenen Erinnerungen »Vom ›Weißen Kreuz‹ zur roten Fahne« eindrucksvoll beschrieben, wie er sich durch die Erfahrungen der Kriegsjahre 1914–18 vom überzeugten Mitglied eines evangelischen Keuschheitsbundes zum kommunistischen Agitator entwickelte: Er kam ganz ohne Kenntnis der marxistischen Klassiker aus. Was ihn politisierte, war der Herrenmenschenstandpunkt der wilhelminischen Offiziere, die ihr Fußvolk verheizten, sodass er sich 1918 sofort den Arbeiter- und Soldatenräten anschloss und in der Folge einige Aufstände anzettelte. Erst danach absolvierte er, wie er unter der Überschrift »Ich mache mich mit der Theorie des Sozialismus bekannt« schilderte, bei Otto Rühle in Hannover einen sechswöchigen Kurs zum Marxismus-Leninismus.

Das Beispiel kann Ansatzpunkt und Untersuchungsziel von Krinns materialreichem Beitrag zur Geschichte der politischen Erwachsenenbildung in der Weimarer Republik beleuchten. Der Autor thematisiert nicht nur ein weitgehend vergessenes Kapitel der Weiterbildungsgeschichte – das man in der DDR eher im Lichte des späteren Parteierfolgs plakativ positiv auf-

arbeitete, während es im Westen unter Indoktrination abgebuht wurde. Er nimmt auch eine Korrektur am westdeutschen Paradigma der Kommunismusforschung, an Hermann Webers »Stalinisierungsthese«, vor. Der zufolge hat sich die KPD Luxemburgs und Liebknechts unter dem Einfluss Moskaus zu einer »monolithischen, straff disziplinierten und zentralisierten Organisation« entwickelt, in der das Prinzip »Partei befehlt – wir folgen« galt. Diese Sicht ist, so Krinn, angesichts der mittlerweile verfügbaren Materiallage nicht haltbar.

Krinn, der nach einem ausführlichen zeitgeschichtlichen Einleitungskapitel Anspruch, Akteure und Praxis der KPD-Schulungsarbeit analysiert, kommt vielmehr zu dem Schluss, dass hier eine breite, von vielen Aktivisten mitgetragene und von den bildungsfernen Zielgruppen angenommene Bildungsbe-
wegung entstand, die nicht als Indoktrination einer passiven Parteibasis durch einen autoritären Parteiapparat zu erklären ist: Von einer Beherrschung der Schulungsteilnehmer durch Weisungen einer von der Stalinschen KPdSU bestimmten Politik kann keine Rede sein. So liefert das Buch auch eine Revision der aus der Zeit des Kalten Kriegs stammenden Totalitarismustheorie, die nach dem Ende des Ostblocks fröhliche Urständ feierte und mittlerweile in die Konzeptbildung zeitgeschichtlicher Bildungsarbeit Eingang gefunden hat.

Krinn bescheinigt den Anstrengungen der KPD, dass sie in Anspruch und Reichweite eine Arbeiterbildung geschaffen haben, die in der damaligen politischen Landschaft einzigartig war. Dies gelte gerade auch im Vergleich zur gewerkschaftlichen oder sozialdemokratischen Bildungsarbeit, in der man eher dem Prinzip Volksbildung als »Volks-Bildung« gefolgt sei, also den Verzicht auf eine eigenständige emanzipatorische Bildungsperspektive für Arbeiter zugunsten einer Integration in den neu zu schaffenden Volkskörper des Weimarer Staates praktiziert habe. Die Probleme der KPD-Bildungsarbeit sieht der Autor vor allem in der mangelnden pädagogischen Reflexion: Eine pädagogische Rezeption marxistischer Klassiker fand nicht statt. So sei in der Praxis ein »Edukationismus« (W.F. Haug), d.h. ein dirigistischer pädagogischer Ansatz, dem emanzipatorischen Anspruch ständig in die Quere gekommen.

Was Krinn als edukationistisches Problem bezeichnet, betrifft wohl insgesamt die Tradition der Volksbildung, die die von höherer Bildung ausgeschlossenen Massen mit dem kulturellen Erbe der bürgerlichen Ära und einer darauf fußenden sozial(istisch)en Weltanschauung versorgen wollte. Das ist etwa auch im Bildungsverständnis von Monsignore Alfred Berchtold spürbar, der nach 1945 wesentlichen Anteil an der Neugründung katholischer Arbeiterbildung in Westdeutschland hatte und der von 1948 bis 1977 das Sozialinstitut der süddeutschen KAB leitete. Berchtold hat übrigens in seinen Erinnerungen »Mein Weg in der katholischen Sozialbewegung« (1984) geschildert, wie er während seiner Zeit als KZ-Häftling in Dachau kommunistischen Widerstandskämpfern begegnete und wie ihn die Impulse der revolutionären Arbeiterbewegung beeinflussten (u.a. zur Entwicklung eines eigenen antikapitalistischen, »laboristischen« Sozialmodells anregten). Seine Einteilung in deutsche und moskautreue Kommunisten wirkt

dabei etwas klischeehaft und dürfte sich eher dem Antikommunismus der Nachkriegszeit verdanken. Dass eine solche Schwarzweißmalerei im Blick auf die Arbeiterbewegung und ihre Bildungsbemühungen grundsätzlich unangemessen ist, belegt Krinns Studie jetzt nachdrücklich.

js

VORURTEILSFORSCHUNG

Klaus Ahlheim (Hg.)

Die Gewalt des Vorurteils – Eine Textsammlung

Schwalbach/Ts. (Wochenschau) 2007, 478 S., 24,80 €

Klaus Ahlheim, Erziehungswissenschaftler und emeritierter Hochschullehrer der Universität Duisburg-Essen, hat in den letzten Jahren wichtige Anregungen für die Grundsatzdebatten wie für die bildungspolitischen Kontroversen der Erwachsenenbildung gegeben. Er hat jüngst besonders auf die Aktualität Theodor W. Adornos und der Frankfurter Schule aufmerksam gemacht – eine Aktualität, die die Zeitschrift EB in ihrer Ausgabe 2/08 am Beispiel der wieder diskutierten »Theorie der Halbbildung« aufgegriffen hat. Ein Schwerpunkt von Ahlheims wissenschaftlicher Arbeit war und ist die Beschäftigung mit den Themen Nationalismus, Rassismus und Ausländerfeindlichkeit, berührt also hochakute Fragen, mit denen politische, (inter-)kulturelle und (inter-)religiöse Bildungsarbeit heute und auf absehbare Zeit befasst sind.

Im Mittelpunkt steht die Theorie des Vorurteils, die davon ausgeht, dass Vorurteile eine tief greifende Funktionalität aufweisen.

Mit seinem Band »Die Gewalt des Vorurteils« hat Ahlheim eine Materialsammlung zu dieser Bildungsaufgabe vorgelegt. Sie bringt Beiträge aus fast sechs Jahrzehnten Vorurteilsforschung, beginnend mit den Klassikern Gordon W. Allport (»Treibjagd auf Sündenböcke«) und Theodor W. Adorno (»Studien zum autoritären Charakter«), mit Texten von Erich Fromm, Otto Fenichel oder Paul Parin, aber auch mit aktuellen Analysen zur Fremdenfeindlichkeit bzw. zu den Aufgaben der pädagogischen Intervention von Franz-Josef Krafeld, Klaus-Peter Hufer oder von Ahlheim selbst. Im Mittelpunkt steht die sozialpsychologische Theorie des Vorurteils, die davon ausgeht, dass Vorurteile nicht einfach Fehlurteile im Rahmen sozialer Interaktion sind, sondern eine tief greifende, möglicherweise anthropologisch begründete Funktionalität aufweisen, die angesichts gesellschaftlicher Desintegrationstendenzen und individuellen Orientierungsbedarfs manifest wird.

Diese These hat schon zu Kontroversen in der politischen Erwachsenenbildung geführt. Aus ihr wurde etwa gefolgert, dass Bildungsarbeit nicht dem »aufklärerischen Irrtum« erliegen dürfe, »Vorurteilen ließe sich allein mit rational nachvollziehbaren Argumenten begegnen« (vgl. »Vorurteile« in

Praxis Politische Bildung 2/08). Dagegen gab es verschiedene Einwände, die sich gegen die sozialpsychologische Dominanz richten: Die Wendung ad personam verlasse die Ebene des rationalen Diskurses, nehme die Gesprächspartner nicht ernst und klammere letztlich – wie von Krafeld in seiner Theorie der »akzeptierenden Jugendarbeit« vertreten – die (politischen) Inhalte aus. Diese Kontroversen müssen aber auf die Grundfrage zurückgeführt werden, wie der theoretische Ertrag von einem halben Jahrhundert Vorurteilsforschung zu beurteilen ist, was hiervon als haltbar gelten kann und was sich selber wissenschaftlichen Vorurteilen verdankt. Zur Auseinandersetzung mit dieser Frage liegt jetzt mit Ahlheims Buch eine ausgezeichnete Materialbasis vor.

Leif O. Mönter

INTEGRATION

Gudrun Hentges/Volker Hinnenkamp/Almut Zwengel (Hg.)

Migrations- und Integrationsforschung in der Diskussion – Biografie, Sprache und Bildung als zentrale Bezugspunkte

Wiesbaden (VS) 2008, 327 S., 29,90 €

Das Thema Migration und Integration steht nicht nur ganz oben auf der politischen Agenda, sondern hat sich in letzter Zeit auch als wissenschaftliches Untersuchungsfeld etabliert. Vom aktuellen Stand der Forschung legt jetzt der Sammelband Zeugnis ab, den die Politik-Professorin Gudrun Hentges, Hochschule Fulda, zusammen mit Kollegen und Kolleginnen aus Erziehungs-, Kultur- und Sozialwissenschaften vorgelegt hat. Teil I der Publikation befasst sich mit »Migrations- und Integrationspolitik in vergleichender Perspektive«, also mit den deutschen und europäischen, aber auch über Europa hinausgehenden Entwicklungen, die die Flüchtlings- und Asylpolitik, die Auseinandersetzung um gesellschaftliche Leitbilder (»Multikulturalismus«) oder den Minderheitenschutz betreffen. Gemäß den im Titel genannten Bezugspunkten geht dann Teil II auf »biografische Entwürfe«, Teil III auf die Sprachkompetenz und Teil IV auf Bildungsfragen, hier zugeschnitten auf berufliche Qualifizierung, ein.

Für die Erwachsenenbildung dürfte vor allem der Eröffnungs- und Hauptbeitrag von Hentges (»Integrations- und Orientierungskurse: Konzepte – Kontroversen – Erfahrungen«) von Interesse sein. Hentges thematisiert die pädagogische Herausforderung der Integration und beschreibt zunächst den europäischen Kontext. Hier kommt sie zu dem Fazit, dass mittlerweile – trotz unterschiedlichen nationalen Ansätzen und Erfahrungen – ein allgemeiner Trend zur Einführung von Pflichtkursen für Zuwanderer festzustellen ist, wobei auch zunehmend Sanktionen im Falle der Nichtteilnahme vorgesehen werden. Im Weiteren konzentriert sie sich auf die deutschen Integrations- und Orientierungskurse, bespricht Entstehung, Evaluation und Revision des Kursprogramms und referiert Ausschnitte aus einer Befragung im Rahmen eines Pilotprojekts in Fulda.

Die heutigen Integrations- und Orientierungskurse, die, wie

Hentges schreibt, als »zentrales – und auch einziges – Instrument« der neueren deutschen Integrationspolitik zu betrachten sind, gehen auf das 2005 in Kraft getretene Zuwanderungsgesetz zurück. Dabei wurde das Konzept der Orientierungskurse, die ins Gebiet der politischen Bildung fallen, während die Integrationskurse primär dem Spracherwerb dienen, ohne Kontakt zu den großen Trägerverbänden entwickelt. Vom Bundesausschuss Politische Bildung (bap), in dem die Trägerzusammenschlüsse der Erwachsenenbildung vertreten sind, wurde diese Entwicklung mehrfach kritisiert (vgl. zuletzt den Beitrag in Praxis Politische Bildung 3/07 zu den einschlägigen Stellungnahmen des bap und zur Neufassung des Kurskonzeptes, die im Jahr 2007 erfolgte).

Die didaktischen Überlegungen von Hentges machen noch einmal den Problemfall Orientierungskurse deutlich: Bei dieser Abteilung der Integrationsmaßnahmen habe ein Rückgriff auf die staatsbürgerliche Institutionenkunde stattgefunden und würden die neueren didaktischen Erfordernisse ignoriert. Hentges führt das exemplarisch an den beiden Prinzipien Konfliktorientierung und Handlungsorientierung aus; sie vermisst auch im ursprünglichen Kurskonzept die Orientierung am zentralen didaktischen Prinzip der politischen Bildung, an der Kontroversität. Wer die »positive Bewertung des deutschen Staates« als Lernziel anstrebe bzw. verbindlich festlege, gehe »über das Ziel Bekenntnis zur deutschen Verfassung hinaus« und missachte das Kontroversitätsgebot, so Hentges, die dagegen festhält: »Politische Bildung – schulische sowie außerschulische – sollte jede Form der Indoktrination vermeiden und stattdessen die Schüler/innen und erwachsenen Teilnehmer/innen dazu befähigen, Kontroversen auszutragen, Debatten zu führen, sich eine Meinung zu bilden, sich ein Urteil zu erlauben.«

Arian Schiffer-Nasserie

NEUROPSYCHOLOGIE

Suitbert Cechura

Kognitive Hirnforschung – Mythos einer naturwissenschaftlichen Theorie menschlichen Verhaltens

Hamburg (VSA) 2008, 190 S., 13,80 €

Der Aufschwung der Neurowissenschaften hat bei einigen Hirnforschern zu dem Anspruch geführt, einen Paradigmenwechsel in den Humanwissenschaften durchzusetzen und damit die Begründung einer neuen, biologisch basierten Universalwissenschaft auf den Weg zu bringen. Dies wird etwa von Forschern wie Gerhard Roth oder Wolf Singer vertreten, die das Feld des naturwissenschaftlichen Erkenntnisfortschritts verlassen und sich, wie sie explizit bekennen, in die Debatten um das richtige Menschenbild einmischen; dafür propagieren sie ihre Sicht eines neuronalen Determinismus, der die Willensfreiheit bestreitet. Genau diesen Übergang von wissenschaftlicher Erkenntnis zu weltanschaulichen Deutungsangeboten hat Suitbert Cechura, Dozent an der Evangelischen

Fachhochschule in Bochum, mit seiner Publikation ins Visier genommen.

Nach einführenden Bemerkungen, die neben Grundlageninformationen zu den Ergebnissen der modernen Hirnforschung die Kennzeichnung des eigentlichen Streitgegenstandes, die Konstituierung einer eigenständigen »kognitiven Neurobiologie«, liefern, besteht der Hauptteil in einer minutiösen, kritischen Lektüre des einschlägigen Fachdiskurses, vorzugsweise anhand der beiden Publikationen, die Roth bekannt gemacht haben (vgl. die Doppelrezension in EB 3/04). Cechura weist nach, dass Roth u.a. nicht einfach naturwissenschaftliche Forschungsergebnisse referieren, aus denen dann – diskutabel oder indiskutabel – Schlussfolgerungen gezogen würden, sondern von vornherein mit ihrer Frage nach den eigentlichen Determinanten menschlichen Verhaltens die Sichtweise einer biologisch operierenden Steuerungsinstanz dem Material unterschieben.

Cechura leistet hier in komprimierter Form dreierlei: Erstens belegt er detailliert an wichtigen Stationen der neurobiologischen Argumentation (Gefühl, Persönlichkeit, Sprache, Handeln, Wille ...), dass der jeweilige naturwissenschaftliche Befund die »reduktionistische« philosophische Deutung Roths nicht hergibt, dass dieser Übergang vielmehr erswindelt ist oder seine Plausibilität aus gängigen psychologischen Konstrukten (vom Unbewussten bis zur Konditionierung) bezieht. Zweitens unterzieht Cechura solche in der Wissenschaftsgeschichte etablierten Konstruktionen ebenfalls einer Kritik, soweit sie eine Analogie des neurobiologischen Determinismus darstellen. Drittens macht er das Verfahren Roths kenntlich, ältere Theorien wie die von Freud oder Skinner – die sich in fundamentalen Annahmen widersprechen – gar nicht in ihrer Erkenntnisleistung und ihren Differenzen zu thematisieren, sondern für die scheinbare Plausibilität des eigenen Vorhabens auszubeuten. In den kürzeren Schlusskapiteln wird – neben einer Auseinandersetzung mit dem Reizthema Willensfreiheit – das merkwürdige theoretische Bedürfnis kritisiert, sich einer Leitwissenschaft anzuschließen oder die Beschäftigung mit den jeweiligen Gegenständen einer psychologischen oder pädagogischen Analyse hierfür anschlussfähig zu machen. Das führt abschließend zu der grundsätzlich ideologischen, nämlich legitimatorischen Leistung des neurowissenschaftlichen Booms, der das Zurechtkommen der Individuen in der modernen Konkurrenz- und Leistungsgesellschaft als Problem ihrer Selbstbezüglichkeit definiert: Wenn Menschen an den harten und inzwischen härter gewordenen Anforderungen des Bildungs- und Beschäftigungssystems scheitern, sollen sie nicht die gesellschaftlichen Bedingungen in den Blick nehmen, sondern sich die Frage nach Grenzen und Chancen ihrer – naturalistisch begründeten – Selbststeuerungskapazität vorlegen.

Cechuras Analyse bietet keine einfache Lektüre, da sie sich sowohl an der mangelnden Stringenz der neuropsychologischen Argumentation abarbeitet als auch generell die Konsensfindung in der heutigen Scientific Community aufs Korn nimmt und zudem untaugliche Versuche kritisiert, den Universalitätsanspruch des neueren Biologismus zurückzuweisen. Doch liegt

mit dem Buch jetzt eine beeindruckende Bestandsaufnahme zum Geisteszustand moderner Wissenschaft vor – nämlich zu einem Wissenschaftsbetrieb, der im Einklang mit dem Zeitgeist seine eigenen Ansprüche und Verheißungen in Sachen Verhaltenssteuerung zur Sprache bringt und damit in der Forschungspolitik, aber auch beim breiten, naturwissenschaftlich eher ungebildeten Publikum Anerkennung finden will.

js

DEPRESSION

Charlotte Jurk

Der niedergeschlagene Mensch. Depression – Geschichte und gesellschaftliche Bedeutung einer Diagnose

Münster (Westfälisches Dampfboot) 2008, 215 S., 24,80 €

Einen Streifzug durch die Wissenschaftsgeschichte, den Biologismus der Psychiatrie betreffend, hat Charlotte Jurk, die lange Zeit als Sozialarbeiterin in einer psychiatrischen Klinik arbeitete, mit ihrer Studie zum Krankheitsbild Depression unternommen. Herausgekommen ist ein ausgezeichnete, gut lesbare Überblick zur allgemeinen »Medikalisierung« durch das moderne Gesundheitssystem, also zur medizinischen Fixierung individueller Lebensvollzüge, die unter Vernachlässigung der gesellschaftlichen Arbeits- und Lebensbedingungen den Einzelnen ihr Erfahrungswissen enteignet und sie an die Zuständigkeit einer – vor allem pharmakologisch und neu-

Ein ausgezeichnete, gut lesbare Überblick zur allgemeinen »Medikalisierung«

rowissenschaftlich orientierten – Expertokratie verweist. Die Autorin steht in der Tradition einer sozialen und anthropologischen Psychiatrie, ihr von Ivan Illich übernommenes Motto »Jede Krankheit ist eine sozial erzeugte Realität« bildet auch den Leitfaden der Untersuchung.

Der Streifzug beginnt mit der philosophisch-theologischen Interpretation der Melancholie im vorwissenschaftlichen Zeitalter und bietet Exkurse zur moralischen oder geistesgeschichtlichen Deutung (Kanon der Todsünden mit Acedia und Tristitia, romantischer Weltschmerz als Verweigerungshaltung etc.). Der Hauptteil der Untersuchung konzentriert sich auf den humanwissenschaftlichen Aufbruch seit dem 19. Jahrhunderts, in dem die Autorin jedoch letztlich keinen Fortschritt entdecken kann. Im Gegenteil. Das Bewusstsein eines Verlustes, das das melancholische Individuum auf spezifische Weise kultiviert, sei in der vorwissenschaftlichen Tradition noch präsent gewesen, gehe aber mit der Durchsetzung einer vom naturwissenschaftlichen Erkenntnisideal geleiteten Medizin, Psychiatrie oder Psychologie verloren. Jetzt richte sich der Blick auf den »gestörten« Einzelnen, der aufgrund eines inneren Defekts den Anforderungen der kapitalistischen Konkurrenz- und Leistungsgesellschaft nicht mehr nachkommen kann. Die aktuelle Analyse des Buchs hat zwei Schwerpunkte. Zum einen geht

es um den Aufstieg der Depression von einem Symptom persönlicher Verstimmung zur Volkskrankheit der globalisierten Marktwirtschaft. Die Autorin hält dies für eine bemerkenswerte Entwicklung und nimmt die sozioökonomischen, gesundheitspolitischen und wissenschaftlichen Triebkräfte unter die Lupe. Sie greift die herrschende Diagnostik an, sieht aber in dem mittlerweile durchgesetzten Krankheitsbild eine logische Zeiterscheinung: »In einer Gesellschaft, die die seelischen Ressourcen ihrer Mitglieder als arbeits- und verwertungsrelevant anzapft, in der Glück als Pille käuflich ist und Einsamkeit zur »Autonomie« hochstilisiert wird, muss der niedergeschlagene Mensch krank sein. Eine steigende Anzahl psychischer »Abweichungen« speist das medizinische Versorgungssystem in einer gut geölten Maschinerie mit Medikamenten und Verhaltenstherapie ab.«

Zum andern befasst sich die Autorin mit dem Aufschwung der Neurobiologie im Feld der Psychiatrie. Die neuere Hirnforschung meldet ja überhaupt (siehe die Rezension zu Cechura) den Anspruch an, als eine Universalwissenschaft vom Menschen bisherige Fragestellungen auf ihren wahren biologischen Kern zu reduzieren. Jurk bestreitet das. Sie zeigt, dass der Aufschwung einen Rückschritt hin zu den biologistischen Konzepten der Psychiatrie vor 100 Jahren (Kraepelins Erfindung der »endogenen Depression« etc.) bedeutet und in keiner Weise eine Erklärung der Gefühls- und Gedankenwelt depressiver Patienten leistet. »Traurigkeit ist berechnete Daseinsäußerung«, hält sie dagegen und kritisiert das Manipulationsideal einer neurobiologisch aufgerüsteten Humanwissenschaft, die das »neoliberale« Leitbild des selbst gesteuerten, allzeit leistungsbereiten und leistungsstarken Individuums hochhält.

Auf die Belange der Erwachsenenbildung geht Jurk nicht explizit ein. Sie streift aber Fragen der Altenhilfe und Gesundheitsförderung, der Fortbildung für medizinische und pflegende Berufe sowie der allgemeinen Bewusstseinsbildung in Sachen Krankheit und Gesundheit. Ihr Buch votiert – exemplarisch am Fall der modernen Massenkrankheit Depression – für einen alternativen Umgang mit individuellen »Dysfunktionen« und »abweichendem Verhalten« und kann der Bildungsarbeit mit Erwachsenen zweifellos wichtige Impulse geben.

Renate Dillmann

POLITIK & RELIGION

Michael Reder/Josef Schmidt (Hg.)

Ein Bewusstsein von dem, was fehlt – Eine Diskussion mit Jürgen Habermas

Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2008, 111 S., 8 €

Eine neue »Korrelationalität« von Glaube und Wissen haben der Philosoph Jürgen Habermas und der Theologe Joseph Ratzinger 2004 bei ihrer Begegnung in der Katholischen Akademie Bayern festgestellt. Ratzinger bekannte sich »ohne falschen Eurozentrismus« dazu, dass dieses Religionsverständnis eine Missionsaufgabe der »westlichen Kultur« einschließe. Habermas, der Ratzinger zustimmte, hatte ein Jahr zuvor aus

Anlass des Irakkrieges präzisiert, wo die westlichen Werte heutzutage ihre Heimat haben. Zusammen mit Jacques Derrida hatte er dem »alten Europa«, das in der Tradition von Aufklärung, Menschenrechten und Ewigem Frieden stehe, seinen Segen erteilt. »Aber wen segnet Benedikt?«, hieß es seinerzeit in der EB-Rezension (4/05), die die Dokumentation der Akademie-Tagung vorstellte.

Die Frage ist inzwischen beantwortet. Papst Benedikt XVI. hat 2008 bei seinem Besuch in Washington deutlich gemacht, dass er bis auf Weiteres den US-Führungsanspruch respektiert und die »humanitären Interventionen« der einzig verbliebenen Supermacht zur Terroristenausmerzung und weltweiten Etablierung von Good Governance absegnet. Bei Habermas ist hier weiterhin eine Skepsis spürbar, wie seine Äußerungen über Präsident George W. Bush in dem neuen, viel beachteten Essay »Ein Bewusstsein von dem, was fehlt« zeigen. Der (zuerst als Zeitungsartikel erschienene) Essay ist jetzt in Band 2537 der Edition Suhrkamp abgedruckt, der von Michael Reder und Josef Schmidt, Theologen an der Hochschule für Philosophie der Jesuiten in München, herausgegeben wurde. Der Band geht auf eine Podiumsdiskussion zurück, die im Februar 2007 in der Münchner Hochschule stattfand.

Scheinbar ist diese Diskussion auf eine philosophisch-theologische Fragestellung fokussiert. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich jedoch, dass »Nine-Eleven« ihren Ausgangs- und Orientierungspunkt bildet. Die Herausgeber nehmen in ihrer Einleitung auf dieses Ereignis Bezug, sprechen seine Bedeutung für die gesellschaftliche Aufwertung der Religion an und kommen zu dem Schluss: »Weltpolitische Strategien sind heute kaum mehr ohne ihren Bezug zum Verhältnis von Religion und Politik zu verstehen.« Es geht also um eine (welt-)politische Affäre, die sich als Renaissance der uralten Frage nach dem Verhältnis von Glaube und Wissen ausgibt. Norbert Brieskorns Kommentar nennt die Sache eingangs beim Namen – in philosophischer Einkleidung spreche hier letztlich der Staat, der sich herablasse, den Religionsgemeinschaften »die Spielregeln zu erläutern« –, wird dann aber diplomatisch, wohl aufgrund der (im ganzen Buch spürbaren) Zufriedenheit mit dem neuesten Schulterchluss in der deutschen Gelehrtenrepublik.

Wenn man die Sache undiplomatisch betrachtet, könnte man hier und da Anstoß nehmen, z.B. an Brieskorns zustimmender Referierung von Habermas' Position: »Religionsgemeinschaften haben das eigene, das nationale Gemeinwesen zu legitimieren... Der Blick wandert von der Weltgesellschaft auf den Staat, den Nationalstaat.« Diese Feststellung tut Habermas übrigens kein Unrecht. Dieser spricht davon, dass der liberale Staat, »um sich ... Legitimation zu beschaffen«, auf »normative Grundlagen« angewiesen sei, zu der der Glaube seinen Beitrag zu leisten habe. Wegen dieser Dienstleistung müsse dann der Nationalstaat die »Freiheit der Religionsausübung« gewährleisten, und zwar nicht nur, »um Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten, sondern auch aus dem normativen Grund, die Glaubens- und Gewissensfreiheit eines jeden zu schützen«. Das sind bemerkenswerte Worte eines kritischen Philosophen: Religion als »Legitimationsbeschaffer« für politische Herrschaft, ihre Ausübung als Garant dafür, dass

»Ruhe und Ordnung« herrschen – das kannte man früher nur als religionskritischen Angriff, der wegen seiner Simplifizierung natürlich zurückgewiesen wurde.

Als Vorwurf hat diese Diagnose aber nicht ausgedient, sie wird heute von europäischen Intellektuellen ihren US-Kollegen vorgehalten, die sich legitimierend in den Dienst des amerikanischen Weltherrschaftsanspruchs stellen; sie wird z.B. an einen Strategieexperten wie Samuel P. Huntington adressiert, der die Weltreligionen als entscheidendes Konfliktpotenzial wiederentdeckte (und dessen Name übrigens im Suhrkampband kein einziges Mal fällt). Bemerkenswert auch Brieskorns Feststellung – die von Habermas nicht zurückgewiesen wurde –, dass bei der Legitimationsbeschaffung der Nationalstaat wieder in den Mittelpunkt rückt. Und das bei einem politischen Philosophen, der noch vor Jahren die »postnationale Konstellation« entdeckte! Angesichts solcher Merkwürdigkeiten und der Auflösung metaphysischer Tradition in Fragen moderner Herrschaftstechnik ist zu hoffen, dass die Diskussion über das »Bewusstsein für die weltweit verletzte Solidarität, ein Bewusstsein von dem, was fehlt, von dem, was zum Himmel schreit« (Habermas), mit den jetzt vorliegenden Beiträgen nicht beendet, sondern eröffnet wurde.

js

SEKTENTERROR

Deborah Layton

Selbstmord im Paradies – Mein Leben in der Sekte

Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2008, 416 S., 12 €

Vor 30 Jahren, im November 1978, starben über 900 Anhänger der US-amerikanischen »Volkstempel«-Sekte in einem Massen(selbst)mord, den ihr Führer Reverend Jim Jones im Urwald von Guayana organisiert hatte. Jones, der aus der evangelischen Pfingstbewegung stammte und sich mit seiner zunächst in Kalifornien ansässigen Kirche vielfältiger politischer Protektion erfreute, hatte in seiner Gemeinde eine Endzeitstimmung erzeugt, was schließlich zur fluchtartigen Übersiedlung in den südamerikanischen Staat, in das »Gelobte Land« eines Urwaldlagers namens Jonestown, führte. In der von dem charismatischen Führer verbreiteten Atmosphäre allgemeiner Paranoia und der strikten Abschottung des Lagers sahen die Gläubigen dann im Tod den einzigen Ausweg aus dem irdischen Jammertal; wer die Gefolgschaft verweigerte, wurde getötet.

Das Ereignis gilt als die größte Selbstmordaktion der neueren Religionsgeschichte. In den USA ist seine Aufarbeitung – siehe die Foren im Internet (beispielsweise <http://jonestown.sdsu.edu>) – immer noch nicht abgeschlossen; Jim Jones wird dort als der »Osama Bin Laden seiner Ära«, als führender »Selbstmordterrorist« bezeichnet. Teil der Aufarbeitung ist auch das zuerst 1998 unter dem Titel »Seductive Poison« erschienene Buch von Deborah Layton, das jetzt als Suhrkamp Taschenbuch Nr. 4003 neu herauskam. Layton war neun Jahre lang Mitglied der Sekte, gehörte zeitweise zum Führungskreis und konnte ein halbes Jahr vor dem tödlichen Ende fliehen. Bereits im Juni

1978 machte sie die mörderischen Pläne der Sekte bekannt, fand damit jedoch in der US-amerikanischen Öffentlichkeit und Politik kaum Resonanz.

Laytons Buch ist der beklemmende Bericht aus der Innenperspektive einer »totalen Institution«. Wie die meiste Aussteigerliteratur bedient es ein voyeuristisches Interesse und stimmt in den allgemeinen Chor der Verurteilung ein, bringt jedoch wenig Klarheit im Blick auf Werdegang und Erfolg einer apokalyptischen Sekte. Die Autorin schildert sich selbst als eine aufässige Halbwüchsige, die mitten in der antiautoritären Ära den Weg zu einer absoluten Autorität findet. Das ist das persönliche Rätsel des Erlebnisberichts. Doch auch der Sektenzusammenhang erscheint seltsam widersprüchlich: Der »Volkstempel« wird als kirchliche Tarnorganisation dargestellt, die eigentlich ein »sozialistisches« Paradies auf Erden schaffen sollte und mit diesem Programm die Loyalität ihrer Mitglieder (und angeblich auch der Politik) sicherte. Gleichzeitig soll der Zusammenhang nur durch die bedingungslose Unterordnung unter den gottähnlichen »Father« Jim Jones und seine persönliche Ausstrahlung aufrechterhalten worden sein ... Wie dem auch sei, der Erlebnisbericht gibt einen erschütternden Einblick in die Geschichte des modernen Fundamentalismus und Selbstmordterrorismus, made in USA.

Renate Dillmann



ZEITROMAN

José Saramago

Die Stadt der Blinden Die Stadt der Sehenden

Dt. von R.-G. Martin und M. Gareis.
Reinbek (Rowohlt) 1997 und 2007, 399 u. 383 S., je 9,90 €

Der portugiesische Schriftsteller José Saramago, der 1998 den Nobelpreis für Literatur erhielt und der als »bekennter Atheist und Kommunist« (Wikipedia) gilt, erregte 1991 mit seinem Roman »Das Evangelium nach Jesus Christus« Aufsehen. Der Roman wurde von der katholischen Kirche als blasphemisch eingestuft, was dazu führte, dass die portugiesische Regierung

die Nominierung Saramagos für den Europäischen Kulturpreis zurückzog. Internationale Anerkennung erwarb sich der Autor 1995 mit seinem politischen Roman »Die Stadt der Blinden«, der als »Meisterwerk aus der Tradition der großen europäischen Moralisten« (WAZ) bezeichnet wurde. Inzwischen ist er von Fernando Meirelles (»City of God«) verfilmt und hat 2004 die Fortsetzung »Die Stadt der Sehenden« gefunden.

Mit seiner sozialkritischen Fabel von der Blindheit der Bürger bzw. der politischen Klasse hat Saramago ins Schwarze der aktuellen Debatten um die »Krise der Repräsentation«, um Politikverdrossenheit und Zivilgesellschaft getroffen. Die beiden Romane entwerfen das beklemmende Szenario einer Katastrophe, die über eine nicht näher bestimmte moderne Massendemokratie hereinbricht. Meirelles hat dies in seinem Film – konsequenter Weise – in die Vision eines globalisierten Niemandslandes übersetzt, das auf alle möglichen nationalstaatlichen Traditionen und die Gefährdungen durch die viel beschworene »Weltrisikogesellschaft« anspielt. Deutlich wird hier auch der Abstand zu den thematisch gleich gelagerten US-Produktionen, die wie Cormac McCarthys »The Road« (2006) in einer moralisch-fundamentalistischen Schwarzmalerei des Weltuntergangs schwelgen.

Saramago interessiert sich dagegen für die politischen Mechanismen. Er erinnert an das im modernen Globalisierungsdiskurs fast verloren gegangene Faktum von der Macht des Nationalstaates, der sich im Krisenfall auf sein elementares Prinzip besinnt: auf die Gewalt. Der Staat, der die bedingungslose Verfügungsmacht über das Volk besitzt und sie gegen es einsetzt, ist sich im Fall des Falles selbst das erste Sorgeobjekt. So bieten die Romane eine politische Reflexion über das Verhältnis von »Obrigkeit« und »Untertan«, das auch in der modernen Demokratie fortexistiert und das im Ausnahmezustand offiziell in Erscheinung tritt. Eine Lösung hat der Romancier natürlich nicht anzubieten, und vielleicht wollte er sich mit dem surrealen Schluss des zweiten Romans gerade gegen ein solches Missverständnis wehren. Hier schreibt eben kein »Seher«, wie ihn eine ältere literarische Tradition feierte, sondern ein Poet, der genauso weit- oder kurzsichtig ist wie sein Publikum.

js

MITARBEITERINNEN UND MITARBEITER DIESES HEFTES

Prof. DDr. Lieselotte Ahnert, Institut für Entwicklungspsychologie und Psychologische Diagnostik, Universität Wien, Fakultät für Psychologie, Liebiggasse 5, 1010 Wien; **Prof. Dr. Albert Biesinger**, Universität Tübingen, Abteilung für Religionspädagogik, Kerygmata und kirchliche Erwachsenenbildung, Liebermeisterstraße 12, 72076 Tübingen; **Brigitte Fahrenberg**, Waldhofstraße 42, 79117 Freiburg; **Astrid Gilles-Bacciu**, **Reinhild Heuer**, **Stephanie Lock**, Erzbistum Köln – Generalvikariat, Abteilung Bildung und Dialog, Marzellenstraße 32, 50668 Köln; **Dorothea Großefröntrop**, Fernholzstraße 113, 48159 Münster; **Christof Horst**, Arbeitsgemeinschaft für kath. Familienbildung e.V., Mainzer Straße 47, 53179 Bonn; **Dr. Karin Jurczyk**, **Prof. Dr. Andreas Lange**, Deutsches Jugendinstitut e.V., Nockherstraße 2, 81541 München; **Ralf Olleck**, **Sabine Digel**, **Prof. Stefanie Hartz**, **Prof. Josef Schrader**, Universität Tübingen, Institut für Erziehungswissenschaft, Münzgasse 26, 72070 Tübingen; **Viktoria Herber**, Heinrich Pesch Haus Ludwigshafen, Frankenthaler Straße 229, 67059 Ludwigshafen